



GABRIELA URBAN

WIE BUDDHA IM GEGENWIND

Eine Kündigung,
22 Länder und ein besonderer
Reisebegleiter

**CON
BOOK.**

GABRIELA URBAN

***WIE BUDDHA
IM GEGENWIND***

*Eine Kündigung,
22 Länder und ein besonderer
Reisebegleiter*

© Conbook Medien GmbH, Neuss 2019
Alle Rechte vorbehalten.

www.conbook-verlag.de

Fotos: Gabriela Urban
Satz: Röser MEDIA, Karlsruhe
Druck und Verarbeitung: CPI Books GmbH, Leck

ISBN: 9783958892064

*Manchmal muss man mit beiden Händen loslassen,
um wieder neu greifen zu können.*

Dieses Buch ist folgenden Personen gewidmet:

*meinem Blind Date in Malaysia,
Tatiana, die mir zum Glück ein Versprechen entlockte,
dem zahnlosen Mann,
dem Hakuna-Matata-Verkäufer,
dem alten Mann aus dem Ramchang Guesthouse,
unserer großen Tuk-Tuk-Liebe Rithisak,
dem Tomatenverkäufer mit dem breitesten & freundlichsten Lachen,
dem blutjungen Taxifahrer aus Bogotá,
der 1,50 Meter kleinen kolumbianischen Oma,
meinem Retter in Santa Marta,
dem erleuchteten Edie,
dem Unbekannten in der Wüste,
Annemarie mit dem coolen Jutebeutel,
der schönsten 80-Jährigen, die ich je gesehen habe,
dem 19-jährigen Engel,
dem jungen Soldaten mit dem viel zu großen Maschinengewehr,
meinem Bodyguard Miguel,
dem harten Rocker Carlos,
meinem alten Spanischlehrer, dem ich noch eine Prüfung schuldete,
der Mama mit der Woldecke,
dem freundlichsten Grenzbeamten der Welt,
Juan aus dem Dorf der Glückseligkeit,
dem 2-Meter-Riesen Viktor
und Anastacia aus Tschernobyl.*

*Danke, dass ich euch begegnen durfte! Ohne euch wären all meine Reisen
nur halb so spannend und erzählenswert gewesen.*

*Und natürlich widme ich dieses Buch auch unserer geliebten Oma. Wir
vermissen dich. Möge dein Stern auf all unseren Wegen ganz hell leuchten.*

Inhaltsverzeichnis

Ein kleines Abenteuer vorneweg ...

... irgendwo in den Karpaten, Juli 2018

Drahtseilakt, 1. Teil

Vorwort

Lissabon, Mai 2017

1. Kapitel

Malaysia, März-April 2016

Auf zum Blind Date nach Penang

Grimmige Haie und ein gigantischer Napoleonfisch

Der gute alte Stevie Wonder

Wir waren uns nicht einig

Die neugierige Putzfrau

2. Kapitel

Kreuz und quer durch Europa, Juni-Oktober 2016

Portugal: Das Unmögliche ist tatsächlich wahr geworden

Lettland & Estland: das schwermütige russische Lied

Spanien: dieser ewige Kampf gegen Windmühlen

Bulgarien: das zahnlose Lachen

Griechenland: der Hakuna-Matata-Verkäufer und der griechische Philosoph

3. Kapitel

Kambodscha, November-Dezember 2016

Der Scherbenhaufen kann mich mal

Leichtigkeit in Flipflops

Mit dem Bamboo Train durch die Wildnis Kambodschas

Der beste Türöffner

In den Fußstapfen von Angelina Jolie

4. Kapitel

Sri Lanka, Dezember 2016-Januar 2017

Love it or leave it
Wunder geschehen immer wieder
Würdevoll und majestätisch
Dieses panische, wundersame Chaos
Meine Liebe auf den zweiten Blick

5. Kapitel

Kolumbien, Februar-März 2017

Im Goldrausch
Mit Gott auf einen Kaffee, 180 Meter unter der Erde
Verloren auf dem königlichen Weg
Der schwarze Retter
Der Unbekannte in der Wüste in einer magischen Nacht

6. Kapitel

Nicaragua, November-Dezember 2017

Der coole Jutebeutel
Die Insel mit zwei Bergen
Gott ist mein Fahrer
Überrumpelt vom lateinamerikanischen Kampfgeist
Die härteste Prüfung in meinem Leben

7. Kapitel

Honduras, Dezember 2017

Bienvenidos a Honduras
Der 19-jährige Engel
Ausnahmезustand, Straßenblockaden und brennende Autos
Der junge Soldat mit dem viel zu großen Maschinengewehr

8. Kapitel

El Salvador, Dezember 2017

Im gefährlichsten Land der Welt!
Das Leben ist schöner mit einem Pelikan an der Seite
Mein Bodyguard aus San Salvador
Back to the roots
Ein Tarantino-reifer Auftritt

9. Kapitel

Guatemala, Dezember 2017-Januar 2018

Coming home

Die verpasste Spanischprüfung

Der Prinz, der nicht aufgab, nach seiner verlorenen Prinzessin zu suchen

Auf den Spuren von Skywalker und Han Solo

Die weltbesten Tortillas

10. Kapitel

El Salvador, Januar 2018

Ein folgeschwerer Fehler

Mittellos im Dorf der Glückseligkeit

Irgendetwas stimmt hier nicht

11. Kapitel

Georgien, Juni 2018

Eine halsbrecherische Rallye

Der kuriose Regen

Offroad durch die Halbwüste

12. Kapitel

Ukraine, Juli 2018

Der wilde Osten

Drahtseilakt, 2. Teil

Das unsichtbare Gespenst

Nachwort

Kiew, Juli 2018

Mein Ticket in die Freiheit

Eine ganz BESONDERE Danksagung

Bildertafel

EIN KLEINES ABENTEUER VORNEWEG ...

... irgendwo in den Karpaten, Juli 2018

Travelling - it leaves you speechless, then turns you into a storyteller.

(Ibn Battuta)

Drahtseilakt, 1. Teil

Unmöglich! Meinte Google Maps tatsächlich diese wackelige Brücke aus verrosteten Drahtseilen und vermoderten Holzbrettern? Immer wieder blickte ich auf mein Handy, schaute mich um und suchte verzweifelt nach einer sicheren Route. Um diesen reißenden Fluss zu überqueren, musste es doch eine andere Möglichkeit geben als diese lebensgefährliche Brücke aus den glorreichen, längst vergangenen Sowjetzeiten. Wie tief mochte es hinuntergehen? Zehn Meter? 15 Meter? Mein Herz pochte. Das war mein persönlicher Alptraum.

Ich versuchte, einen klaren Gedanken zu fassen. Doch die flirrende Hitze trug nicht dazu bei, einen kühlen Kopf zu bewahren. Ich war müde, und meine Füße taten weh. Immerhin hatte ich mittlerweile die Hälfte der Strecke geschafft. Zehn Kilometer entlang an Blumenwiesen, Sonnenblumenfeldern, Gemüsebeeten, wilden Graslandschaften und urigen Holzhäusern hatte ich bis jetzt hinter mich gebracht auf meinem Weg zu den Dowbusch-

Felsen - von denen ich ein paar Stunden zuvor noch nie etwas gehört hatte. Der Besitzer meiner Unterkunft, ein freundlicher alter Mann, der kein Wort Englisch sprach, hatte sie mir bei Google Maps gezeigt. Mit Händen und Füßen hatte er mir zu verstehen gegeben, dass ich mir diese über 50 Meter hohen Felsformationen unbedingt anschauen sollte. Unsere weitere Konversation war jedoch extrem holprig verlaufen. Er hatte mit den Armen gefuchelt, wild gestikuliert und mir immer wieder unterschiedliche Orte auf der Karte auf meinem Handy gezeigt. Ich hatte nur verstanden, dass ich mit zwei verschiedenen Bussen fahren und dann zu Fuß weitergehen müsste. Aber das reichte. Dachte ich zumindest.

Beschwingt war ich losgegangen, hatte mich vor den Supermarkt gestellt und Ausschau nach einer Marschrutka gehalten, dem öffentlichen Minibus in dieser Gegend. Nach ein paar Minuten kam die erste und fuhr auch schon an mir vorbei. Da ich nicht einmal ansatzweise die kyrillischen Schriftzeichen entziffern konnte, wurde ich unsicher. *Stand ich überhaupt richtig?* Ich fragte einen Mann mit eng wachsenden Augenbrauen und zeigte ihm auf meinem Handy, wohin ich wollte. *Tyshivnytsya?* Ich gab mir alle Mühe, den Ort einwandfrei auszusprechen. Vergebens. Der junge Mann schaute mich nur mit vielen Fragezeichen an und komplementierte somit meine völlige Orientierungslosigkeit. Wortlos zeigte er in Richtung Straße. *Aha, da kommt wohl noch eine andere Bushaltestelle,* schlussfolgerte ich skeptisch. Doch nach zwei Minuten kam ich bereits am Dorfrand an. Also wieder zurück.

Ich stellte mich erneut an die Bushaltestelle und wartete geduldig. Die nächste gnadenlos überfüllte Marschrutka kam. Verzweifelt fragte ich die Passagiere, ob der Minibus nach Tyshivnytsya fahren würde. Kollektives überfragtes Kopfschütteln. Bei der dritten und vierten Marschrutka dasselbe. Ich hatte so gar keine Ahnung, ob die Leute mich

bloß nicht verstanden, oder ob die Marschrutka tatsächlich nicht ins zungenbrecherische Tyshivnytsya fuhr. Allerdings wusste ich, dass ich nach über einer Stunde Wartezeit definitiv keinen Bock mehr hatte. Ich musste mir eingestehen, dass ich bereits am Ortseingang von Skole gescheitert war und es nicht geschafft hatte, den richtigen Bus zu nehmen. *Okay. Dann musste halt ein anderer Plan her!* Ich nahm wieder mein Handy zur Hand, gab bei Google Maps das Ziel »Dowbusch-Felsen zu Fuß« ein – und erhielt prompt eine Route: 20 Kilometer, Ankunftszeit 16:57 Uhr. Alles klar. Das war machbar. Entschlossen lief ich los.

Unmöglich! Es hämmerte in meinem Kopf beim Anblick dieser furchterregenden Brücke. Ich konnte sie nicht überqueren, das stand für mich fest. Nicht nur weil ich an panischer Höhenangst litt, sondern auch weil ich immens daran zweifelte, dass diese Brücke, die in jedem Indiana-Jones-Film eine hervorragende Rolle gespielt hätte, passierbar war. Ich ging vor der Brücke auf und ab und schaute mir die fragwürdige Konstruktion etwas genauer an. Die schmale Brücke wurde von dünnen Drahtseilen gehalten. Modrige Holzbretter und Baumstämme waren wild und ohne System aneinandergenagelt. Und überall waren große Löcher. Für mich war klar: Ein falscher Schritt, und ich würde in die Tiefe stürzen. Direkt in den reißenden Fluss. Bei dem Anblick schlug meine blühende Fantasie Purzelbäume. Ich malte mir aus, wie ich mir bei einem *glücklichen* Sturz ins Wasser NUR ein paar Knochen brach. Mit ein wenig Pech konnte ich mir allerdings auch den Kopf an den herausragenden spitzen Steinen im Fluss aufschlagen ...

Auf gar keinen Fall! Resigniert beschloss ich, dass mein Abenteuer Dowbusch-Felsen hier an dieser Stelle mitten in den Karpaten zu Ende war. Doch gerade in der Sekunde, als

ich den Entschluss gefasst hatte, erschienen plötzlich am anderen Ende der Brücke drei Gestalten. Das konnte doch nicht möglich sein! Zufall? Oder ein ganz blödes Zeichen? Etwas ungläubig schaute ich zu, wie ein junger Fischer zwar sehr bedacht, aber doch ziemlich resolut und mit sicheren Schritten über die Brücke ging. Sie war also doch passierbar, musste ich mir kleinlaut eingestehen.

Doch sofort mischte sich meine vernunftgetriebene innere Stimme ein, die partout keine Lust hatte, sich ausgerechnet JETZT meiner Höhenangst zu stellen. Sie flüsterte mir vehement zu: »Der junge Fischer hat diese Brücke bereits Hunderte Male überquert und weiß genau, wie er seine Schritte setzen muss. Außerdem ist er sicherlich stark genug, um sich bei einem Sturz am Drahtseil festzuhalten und mit einem gekonnten akrobatischen Schwung wieder hochzuhieven.«

Eifrig pflichtete ich meiner inneren Stimme bei - und wir beide wären uns zu 100 Prozent einig gewesen, wenn nicht ausgerechnet im nächsten Moment am anderen Ende der Brücke sich auch die anderen zwei Gestalten aufgemacht hätten, die Brücke zu überqueren. Ich kniff meine Augen heftig zusammen, um besser zu sehen, und konnte kaum glauben, was ich da erblickte. *Tatsächlich!* Die zwei Gestalten waren ältere Frauen, die sicherlich weit über 50, vielleicht sogar 60 Jahre alt waren. Ich konnte genau erkennen, wie sie sich ängstlich ans Drahtseil klammerten und zögerlich in kleinen Schritten nach vorne kämpften.

Voller Bewunderung, Adrenalin und mit offenem Mund beobachtete ich sie dabei, fieberte mit ihnen mit - und fasste just einen Entschluss. Ich entschied mich, auf mein Bauchgefühl zu hören, welches mich immer lauter anfeuerte: »Wenn die das schaffen, schaffst du es auch!« Bei meinem Vorhaben wurde mir zwar speiübel und extrem schummrig vor Augen, aber mir wurde auch wieder

bewusst, dass es im Leben Augenblicke gab, in denen man losgehen musste. Einfach machen.

»добре?«, fragte ich die beiden älteren Frauen, als sie wohlbehalten auf meiner Flussseite angekommen waren. Doch ich konnte sofort die Angst in ihren Augen sehen. Wie sehr ich mir doch gewünscht hätte, dass sie meine eigene Scheißangst etwas besänftigen und mir sagen würden, dass die Brücke gar nicht so schlimm sei, wie sie auf den ersten Blick aussah.

»не добре! не добре!« Nicht gut! Nicht gut! Die eine Frau schrie mich nahezu an. So, als ob sie mich vor meinem eigenen Verderben beschützen wollte. Und zu allem Übel folgte ein fluchender, nicht enden wollender Wortschwall, dessen Inhalt ich zwar nicht verstand, von dem ich mir aber durchaus denken konnte, worum es ging. Zum Schluss verabschiedeten sie sich von mir mit einem »удачі«. Ich bildete mir ein, dass sie mir für mein halsbrecherisches Vorhaben viel Glück wünschten.

Ich atmete tief ein und aus. JETZT ODER NIE! Ohne darüber nachzudenken, erklomm ich die erste Stufe, hielt kurz inne, nahm auch die nächsten in Angriff, und eh ich mich's versah, stand ich bereits auf den Holzbrettern. Es fehlte nicht viel, und ich hätte mir in die Hosen gemacht. Denn hier oben konnte ich erkennen, dass die Brücke in einem noch viel schlechteren Zustand war, als ich zuvor vermutet hatte. Nach den ersten wackeligen Schritten stellte ich fest, dass einige Bretter sogar nur lose drauf lagen. Immer wieder stand ich vor der womöglich lebensentscheidenden Frage, für welches Brett ich mich als nächstes entscheiden sollte. Unaufhörlich knarrte und knackte es unter meinen Füßen. Manche Bretter und Äste waren schon so vermodert, dass sie bei jeder kleinen Erschütterung zu zerbrechen drohten. Meine nass geschwitzten Hände umklammerten die beiden rostigen Drahtseile. Argwöhnisch tastete ich mich vor. Schuhspitze

um Schuhspitze. Und durch die großen Löcher zwischen den Brettern konnte ich den reißenden Fluss unter mir sehen.

Zweifelsohne hatte ich in den vergangenen Monaten viel erlebt. In Malaysia war ich auf offenem Meer Haien begegnet. Im Golf von Thailand hatte ich eine Horrorspeedbootfahrt gerade so überlebt. Unter der karibischen Sonne Santa Martas war ich beinahe von zwei Drogenabhängigen überfallen worden. In Honduras hatte ich politische Tumulte bezeugt. Und in der einsamen Steppe an der Grenze zu Aserbaidshan war mir das Benzin ausgegangen. *Dann wirst du diese Brücke auch noch meistern!* Ich atmete noch mal tief ein und aus, versuchte, alles um mich herum zu vergessen, und fokussierte mich auf den nächsten Schritt.

Plötzlich spürte ich, wie die Brücke anfang zu schaukeln. Immer stärker. Eine Windböe? Nein. Es war absolut windstill. Ich versuchte zu analysieren, was die Bewegung verursachte. Meine zitternden Beine? Tatsächlich! Erst jetzt realisierte ich, dass ich am ganzen Körper wie Espenlaub zitterte. Am liebsten hätte ich aus Leibeskräften losgeschrien. Doch ich wusste, dass ich meine verbleibenden Kräfte woanders hinlenken musste. Denn unkontrolliertes Schreien wäre nur unnötiger Energieverlust gewesen, der mich zudem aus dem Gleichgewicht gebracht hätte. Obwohl sich meine Beine weiterhin wie Pudding anfühlten, schöpfte ich neuen Mut, als ich sah, dass ich mittlerweile die Hälfte der Brücke geschafft hatte. Ich tat noch einen Schritt und wusste, dass ab jetzt eine Rückkehr nicht mehr infrage kam.

Doch was folgte, war noch viel schlimmer. Nachdem ich den Fluss hinter mich gebracht hatte und mich schon am Ende meines persönlichen Alptraumes gehofft hatte, konnte ich erkennen, dass die Brücke immer höher und höher wurde. Unter mir sah ich Baumwipfel, und durchs dichte Blätterdach konnte ich erahnen, dass ich mittlerweile auf 20

oder gar 30 Metern Höhe war. Zu allem Übel konnte ich mich nicht mehr am Drahtseil festhalten, da ich mit meinen Händen nicht mehr hinkam. Ich musste also die restlichen Meter frei balancieren. Mir wurde erneut übel, und es pochte heftig gegen meine Schläfen. Jetzt bloß nicht das Gleichgewicht verlieren! Ich atmete erneut tief ein und aus – und marschierte völlig konzentriert weiter. Selten zuvor in meinem Leben hatte ich das Gefühl gehabt, einzig und allein bei mir selbst zu sein. In meiner eigenen Mitte. Fokussiert. Pragmatisch. Lösungsorientiert. Mit allen Gedanken und Emotionen im Hier und Jetzt.

Als ich wieder festen Boden unter meinen Füßen spürte, hätte ich mich am liebsten übergeben. Ich spürte, wie schlagartig meine ganze Anspannung und verdammte Angst aus meinem Körper wich. Ich zitterte immer noch, aber dabei realisierte ich, welche Herausforderung ich gerade gemeistert hatte. Ich hatte trotz panischer Höhenangst diese gemeingefährliche Brücke hinter mich gebracht. Ich hatte mich schnurstracks raus aus meiner eigenen Komfortzone bewegt. Doch viel Zeit für einen freudejubilenden Tanz blieb mir nicht, denn bis zu den Dowbusch-Felsen musste ich noch zehn Kilometer laufen. Ich schaute erneut auf mein Handy. Ankunftszeit 17:27 Uhr. Ich hatte viel Zeit verloren und musste mich dementsprechend beeilen. Dabei hatte ich noch keinen blassen Schimmer, wie ich von den Dowbusch-Felsen zurück zu meiner Unterkunft nach Skole kommen sollte. Fest stand, dass ich auf keinen Fall denselben Weg zurück wählen würde. Ich wollte keineswegs mein Schicksal ein zweites Mal herausfordern. Dennoch musste ich mir eingestehen, dass ich völlig planlos war in einem Land, wo kaum einer Englisch sprach.

Alles zur seiner Zeit! Das Erlebnis mit der Brücke hatte mir erneut gezeigt, dass es im Leben immer eine Lösung gab, wie unüberwindbar die Situation anfangs auch wirken

mochte. Dass man durchaus das Unmögliche möglich machen konnte - und dass es auch gut war, hin und wieder seine Vernunft auszuschalten, um einzig und allein auf sein Bauchgefühl zu hören. Euphorisch und optimistisch setzte ich meine Wanderung fort - und es kam mir fast so vor, als ob ich auf rosaroten Wolken schweben würde.

VORWORT

Lissabon, Mai 2017

Am Anfang braucht man oft Mut, um am Ende glücklich zu sein.

(Unbekannt)

Ich war am Boden. Doch Liegenbleiben war keine Option für mich. Stattdessen buchte ich einen Flug nach Lissabon. Ich musste raus, um die Dinge klarer zu sehen. Bereits ein paar Tage später saß ich in der portugiesischen Hauptstadt im goldenen Abendlicht am Aussichtsplatz Adamastor. Während um mich herum viele feierwütige junge Menschen aus den unterschiedlichsten Ländern Joints kreisen ließen, Bier tranken, zu Kizomba-Klängen tanzten oder sich angeregt unterhielten, richtete ich meinen Blick auf das Wahrzeichen Lissabons, die Ponte 25 de Abril. Die rote Hängebrücke, der glitzernde Fluss Tejo und die Jesus-Statue im Hintergrund, die schützend ihre Arme emporhebt, wirkten besänftigend auf mich. Genau wie vor 15 Jahren, als ich als Erasmus-Studentin durch die Straßen Lissabons zog und dachte, dass mir die Stadt gehörte. Damals war es eine unbeschwerte Zeit gewesen. Bis auf einige Seminare an der Universität und ein paar Hausarbeiten hatte ich keine Verpflichtungen und Sorgen. Jeden Tag traf ich Freunde, schlürfte literweise Kaffee, und wenn wir zur späteren Stunde nicht am Strand von Carcavelos abhingen, begrüßten wir den Abend mit einem zuckersüßen Kirschlikör am Ginjinha-Stand am Rossio. Danach ging es natürlich ins Bairro Alto, hoch hinauf

ins quirlige Ausgehviertel, wo wir uns an den Bars Bier holten, draußen ins redselige Getümmel stürzten und unbesorgt feierten, als ob es kein Morgen gäbe ...

Ich schaute zu, wie die Sonne langsam hinter der Brücke unterging, und spürte einen sanften Wind aufkommen. Während um mich herum am Adamastor das Menschengetümmel immer lauter wurde, konnte ich allmählich wieder etwas klarer denken. *Was war aus meinem Plan vom großen Glück geworden?* In der Vergangenheit hatte ich ihn minutiös ausgearbeitet. Karriere. Kind. Wieder Karriere. Opulentes Eigenheim. Zweites Kind ... Niemals wäre mir in den Sinn gekommen, dass ich irgendwann meinen Plan vom großen Glück loslassen müsste. Doch dann kam alles ganz anders. Seit ich vor gut zwei Jahren meinen heiß geliebten Schreibtisch im Büro verlassen hatte, um mich in den Mutterschutz zu verabschieden, war viel geschehen. Ich hatte einen Sohn zur Welt gebracht, unmittelbar nach meiner Elternzeit war die Kündigung ins Haus geflattert, kranke Tagesmutter, kein Betreuungsplatz, vielversprechende Bewerbungsgespräche, niederschmetternde Absagen, berufliche Ratlosigkeit – und so einige andere Hiobsbotschaften und Fausthiebe, die mich zu Boden geworfen hatten. Immer wieder hatte ich zusehen müssen, wie die nächste Windböe mein mühselig aufgebautes Kartenhaus namens Leben in sich zusammenfallen ließ.

Ich stand auf, schlängelte mich durch die Menschenmasse und holte mir am Tresen ein Bier. Mittlerweile war die Sonne untergegangen. Ein Knistern lag in der Luft. Während die jungen Menschen gemeinsam feucht-fröhlich der Nacht entgegenfieberten, sinnierte ich mutterseelenallein über meine persönliche und berufliche Midlife-Crisis. Mit einem eisgekühlten Sagres kehrte ich zurück und stellte mich unter eine Laterne. Hinter mir wachte seelenruhig die grimmige Statue des Adamastor, der

den Portugiesen aus ihrem großen nationalen Epos »Os Lusíadas« wohlbekannt war. Die Figur des Adamastor stand symbolhaft für alle Erschwernisse, denen die portugiesischen Seefahrer vor Jahrhunderten während ihrer Entdeckungsreisen ausgesetzt waren. Wie passend!

Und was nun? Imaginär zuckte ich mit den Schultern. Ich saß mit meinen fast 39 Jahren hier in Lissabon und hatte keinen blassen Schimmer, wie es in meinem beruflichen Leben weitergehen sollte. Genau fünf Tage war es her, als mich ein Telefonat zu Boden geschmettert hatte. Ich hatte mich einige Wochen zuvor bei einer vielversprechenden Firma als Content-Marketing-Manager beworben, hatte es sogar im anspruchsvollen Bewerbungsprozess über fünf Runden bis ganz zum Schluss geschafft, gehörte von Hunderten Bewerben zu den letzten drei. Alle Anzeichen hatten dafür gesprochen, dass endlich, nach all den zahlreichen Bewerbungen, der lang ersehnte feste Job zum Greifen nah war. Dass ich mich nicht mehr notgedrungen als Freelancer irgendwie über Wasser halten müsste. Und dann *bäm*. Ganz kurz vor der Zielgeraden kam der Anruf. Noch bevor die Personalerin den ersten Satz beendet hatte, wusste ich Bescheid.

»Es hat uns wirklich gut mit dir gefallen, und dein Wissen und deine Erfahrungen haben uns sehr beeindruckt. Dennoch müssen wir dir leider mitteilen, dass ...«

Ich hatte bereits aufgehört zuzuhören. Die bedeutungsträchtigen Worte glichen eher einem Rauschen, das aus der Ferne gewaltvoll an mein Ohr prallte. Um die Contenance zu wahren, stammelte ich höflich ein paar routinierte Floskeln: »Ah, alles klar. Wie schade. Dennoch würde ich mich freuen ... Vielleicht ...«

Dieses Telefonat dauerte exakt eine Minute und sieben Sekunden. Ein kurzer Moment mit weitreichenden Folgen. Ich legte auf und starrte zu Hause gegen meine weiße Wand. *Tief ein- und ausatmen*. Ich musste die Fassung

bewahren. Doch genau im gleichen Augenblick sah ich mein Kartenhaus in sich zusammenfallen. Mal wieder. Unkontrolliert schossen mir Tränen in die Augen. Um mich herum verschwamm alles. Ein Gefühl der Machtlosigkeit übermannte mich. *Ich kann und mag nicht mehr!* Ich wollte einfach liegenbleiben. Mich meiner Trauer und meinem Frust hingeben. Aufgeben. Und nicht mehr aufstehen, um weiterzukämpfen ... Ein Blick auf mein Handy riss mich jedoch aus meinem lethargischen Zustand.

Oje, ich musste schnell los, mein zweijähriges Kind von der Kita abholen. Ich wischte meine Tränen weg, klatschte mir noch ein wenig Make-up ins Gesicht und sprintete los. Später würde mir noch genug Zeit bleiben, um im Selbstmitleid zu versinken.

Der Wind wurde immer kräftiger und pustete mir ordentlich ins Gesicht. Ich nippte erneut am Bier, das mittlerweile ein wenig schal geworden war. Höchste Zeit, Entscheidungen zu treffen. Ich wusste, dass MEIN Punkt im Leben jetzt gekommen war. Alle Zeichen standen auf Veränderung. Mein Mann, der gerade zu Hause auf unser Kind aufpasste, sah es glücklicherweise genauso und stärkte mir den Rücken. Und obwohl ich es zuvor nie für möglich gehalten hatte, war ich plötzlich bereit, meinen Plan vom großen Glück einfach loszulassen. Mit beiden Händen. Vor meinem inneren Auge sah ich zu, wie ich ihn einfach über Bord warf und ein letztes Mal hinterherblickte. Der großen Karriere. Dem opulenten Eigenheim. Dem zweiten Kind. Und komischerweise war ich dabei gar nicht traurig. Tief in mir spürte ich eine angenehme Ruhe, die ich in der vergangenen Zeit definitiv verloren hatte. Und obwohl mir eigentlich gerade der Arsch auf Grundeis gehen müsste, fühlte ich mich plötzlich völlig entspannt und zufrieden.

Im Grunde war es ganz simpel. Ein neuer Plan musste her. Ich kramte in meiner Handtasche und holte ein Notizbuch hervor. *Was nun?* Wie sollte es weitergehen? Was wünschte ich mir im Leben? Entschlossen erhob ich meinen Blick und betrachtete erneut das Wahrzeichen Lissabons. Die rote Hängebrücke, die die Stadt mit der Südseite verband. Ich hielt einen längeren Moment inne, fokussierte und senkte anschließend wieder meinen Blick. Ich schaute runter zu meinen leuchtend orangen, völlig verschmutzten Flipflops, die mich in den vergangenen Monaten in viele, viele Länder getragen hatten. Denn in meiner Elternzeit und nach der darauffolgenden Kündigung hatte ich mehrfach den Rucksack gepackt, um gemeinsam mit meinem kleinen Kind in die weite Welt hinauszuziehen.

Warum? Damit mir zu Hause nicht die Decke auf den Kopf fiel. Damit ich dem endlos drohenden Gedankenkarussell entkam. Denn wenn ich mich mitten im Geschehen von Kambodscha, Sri Lanka, Kolumbien oder an einem anderen fernen Ort befand, konnte ich plötzlich wunderbar nachdenken und reflektieren über all das, was geschehen war, und nach neuen Möglichkeiten und Lösungen suchen. Zum Glück zeigte mein Mann Verständnis dafür. Zwar fiel es ihm schwer, auf meinen Sohn und mich wochenlang zu verzichten, aber er konnte gut nachvollziehen, warum es mich immer fort von zu Hause zog.

Ich betrachtete erneut meine Flipflops und musste schmunzeln. Ich liebte das Lebensgefühl in diesem Schuhwerk. Nicht nur weil ich das Laufen in Flipflops als extrem komfortabel empfand, sondern weil es für mich vor allem für Sommer, Reisen, Freiheit, Unbeschwertheit und Leichtigkeit stand. All die Dinge, nach denen ich mich gerade so sehr sehnte ...

Ich schrieb in mein Notizbuch: »Mein großes Ziel: 7 Monate im Jahr in Flipflops verbringen!«

Genau das wollte ich. Den Sommer verlängern, den europäischen Winter verkürzen – und in Flipflops neue, ferne Länder entdecken. Hand in Hand gemeinsam mit meinem kleinen Kind. *Was für ein absurder Wunsch! Als Mutter! Und noch dazu in diesem fortgeschrittenen Alter!* Ja, absolut – und dennoch wollte ich zumindest einmal in meinem Leben völlige Narrenfreiheit genießen. Jetzt musste ich mir nur noch überlegen, mit welchen Möglichkeiten ich das Ziel in die Tat umsetzen und vor allem wie ich zukünftig mein Geld zum Leben und Reisen verdienen würde. Denn schließlich warteten zu Hause auf mich jeden Monat eine Menge finanzielle Verpflichtungen, die mein Mann und ich uns teilten, und hinzu kamen natürlich meine ganzen Reisekosten, die ich immer aus eigener Tasche bezahlte.

Schnell wurde mir klar, dass ich ab jetzt ausschließlich den Weg der Selbstständigkeit gehen sollte. Wie naheliegend! Doch für diese Erkenntnis hatte ich mehrere Monate benötigt ... Ich hatte zwar nach meiner Kündigung freiberuflich als Journalistin und Content-Marketing-Beraterin gearbeitet, doch mehr schlecht als recht, und langfristig war die Selbstständigkeit für mich nie infrage gekommen. Viel zu riskant, war mein niederschmetterndes Argument gewesen. Meine Projekte als Freelancer waren für mich nur eine Notlösung, bis irgendwann endlich der tolle neue Job mit einem festen Arbeitsvertrag vor der Tür stehen würde. Dabei hatte ich völlig übersehen, dass es bei mir im Grunde schon ganz akzeptabel lief: Mein Mama- und Reise-Blog wuchs, ich konnte bereits einige Einnahmen generieren, und obwohl ich noch keine Akquise gemacht hatte, kamen Kunden auf mich zu, um mit mir zusammenzuarbeiten.

Zufrieden klappte ich mein Notizbuch zu. All der Stress und Druck waren spurlos verschwunden. Ich hatte ein gutes Gefühl – und vor allem wieder einen neuen Plan, für den ich mir erst mal ein Jahr Zeit geben wollte, um zu schauen, was alles möglich war und wohin meine persönliche und

berufliche Reise in der nahen Zukunft gehen würde. Ich hatte ja die Jahre über ein gutes finanzielles Polster aufgebaut. Die Entschädigung für meine karrierebesessene Vita, die unzähligen Überstunden und meinen unermüdlichen Einsatz im Büro. An einigen Tagen bis zur Erschöpfung, und das mit 25 Tagen Urlaub im Jahr! Dieses Geld auf meinem Konto wollte ich jetzt nutzen, um mir das größte Geschenk im Leben zu machen: Freiheit! Die Freiheit, mich selbst neu zu erfinden - und dabei um die Welt zu reisen. Und wenn nach Ablauf dieses Jahres, meine kompletten Ersparnisse aufgebraucht sein sollten, dann wäre es für mich absolut okay.

Plötzlich musste ich an einen Satz von Konfuzius denken: »Wenn du liebst, was du tust, wirst du nie mehr in deinem Leben arbeiten!«

Traumtänzerei? Irrationales Wunschdenken? Naive Anschauung? Wie auch immer! Ich war bereit, meine Handbremse im Kopf zu lösen. Ich hatte den Mut gefunden, mit Vollgas ein komplett neues Ziel zu verfolgen. *Wenn nicht jetzt, wann dann?!* Und ich konnte mir sicher sein, dass mich mein Mann bei meinem neuen Vorhaben voll und ganz unterstützen würde.

Mein Bier war leer. Mittlerweile war es spät geworden. Zeit zu gehen. Ich knöpfte meine Jeansjacke zu. Der Wind wurde immer stärker und hatte die Luft deutlich abgekühlt. Ich fröstelte, und dennoch spürte ich ein wohlig-warmes Gefühl in meinem Bauch. Ich blickte ein letztes Mal zur Ponte 25 de Abril und drehte ihr schließlich den Rücken zu, ließ die Statue des guten alten, grimmigen Adamastor hinter mir und folgte der schmalen Gasse zur Hauptstraße.

Während ich in die Calçada do Combro abbog und runter zum Rossio schlenderte, beobachtete ich, wie die feierwütigen Menschen scharenweise hoch ins Bairro Alto pilgerten. Ich musste ein wenig schmunzeln. Vor 15 Jahren war ich eine von ihnen gewesen. Eine junge Studentin, die

ihr Leben genoss, als ob es kein Morgen gäbe, die ihr letztes Geld in Partys investierte – und keine Angst vor der Zukunft hatte. Seitdem war viel geschehen. Ich hatte mich grundlegend verändert. Und doch hatten diese einstige Studentin und mein jetziges Ich etwas gemeinsam. Wir fühlten uns frei und konnten auf begrenzte Zeit tun und lassen, was uns zufrieden machte. Was für ein Luxus!

Es fing an, in mir zu kribbeln. Mein Herz pochte immer schneller. Ich war mächtig aufgereggt und fühlte mich dabei so lebendig und unbeschwert. Denn ich wusste, dass ich meine nahe Zukunft nicht am Schreibtisch in irgendeinem Büro verbringen würde. Mit begrenzten Urlaubstagen im Jahr. Nein! Mein Arbeitsplatz war ab sofort nicht ortsgebunden. Ab jetzt konnte ich von überall auf der Welt aus arbeiten und gemeinsam mit meinem kleinen Kind viel Zeit auf Reisen verbringen.

Unten am Rossio, Lissabons großem Platz, angekommen, legte ich erst mal eine Pause ein und bestellte zur Feier des Tages am klebrigen Tresen des kleinen Ladens *A Ginjinha uma com*, einen zuckersüßen Kirschlikör mit Früchten. Genüsslich nippte ich an meinem Plastikbecher und beobachtete das Treiben um mich herum. Ich ging weiter und machte bei einem Straßenmusiker an der nächsten Ecke halt. Seine sehnsuchtsvollen Fado-Klänge drangen an mein Ohr. Sofort erkannte ich das Lied: »Moro em Lisboa«, ich lebe in Lissabon, von Madredeus. Dieses Lied hatte ich während meines Studiums oft gehört. Damals, als ich dachte, dass mir die Stadt gehörte. Ich lauschte aufmerksam seinen Worten, als ob ich auf eine Botschaft warten würde. Irgendein Zeichen. Nur für mich. Und da kam sie, diese eine Strophe:

*»É a brisa que nos faz promessas de viagem
Brisa fresca que reclama nas nossas almas ausentes.«*

»Es ist diese verheißungsvolle Brise, die uns vom Reisen träumen lässt. Diese laue Brise, die unsere zerstreute Seele besänftigt.«

1. KAPITEL

Malaysia, März-April 2016

Der Weg des Vorwärtstkommens besteht darin, den ersten Schritt zu tun.

(Mark Twain)

Auf zum Blind Date nach Penang

Leicht orientierungslos öffnete ich die Augen. Ich musste wohl eingeschlafen sein. Es dauerte einen kurzen Moment, bis ich mich wieder gesammelt hatte. Ich befand mich gerade im Flieger nach Kuala Lumpur, auf meiner ersten Reise alleine mit meinem kleinen Sohn - und ahnte in jenem Moment noch nicht, dass ich schon bald gekündigt werden würde, mich eine Menge turbulente Ereignisse heimsuchen und dass ich knapp 14 Monate später in Lissabon meinen persönlichen Plan vom großen Glück über Bord werfen würde. Schläfrig blickte ich auf meinen rechten Nachbarsitz. Mein zehmonatiges Baby schlief seelenruhig. Wir hatten Glück gehabt, dass der Flug nach Kuala Lumpur relativ leer war. So bekamen mein Sohn und ich eine ganze Viererreihe für uns allein. Ich kramte in meiner Handtasche und holte mein Handy hervor. Es war 4:27 Uhr Dubai-Zeit, denn in Dubai waren wir als letztes zwischengelandet. Wie spät mochte es gerade in Deutschland sein? Ich hatte keine Ahnung und war zu faul, den Zeitunterschied zurückzurechnen. Warum auch? Ich befand mich gerade in

einem Schwebestadium. Circa sechseinhalb Stunden von Malaysia entfernt.

Ich schaute mich um. Die meisten Passagiere schliefen. Eine Flugbegleiterin schlich mit einem Getränketablett in der Hand durch den Gang. Ich nahm mir einen Mangosaft zur Einstimmung auf meine bevorstehende Asienreise. Ein großes Abenteuer wartete auf mich: ein Treffen am Flughafen von Penang mit einer völlig fremden Frau, die ich bis auf ein paar Chat-Gespräche nur von ihrem Profilfoto auf Facebook kannte. *Noch zweimal fliegen, und dann stehe ich vor meinem Blind Date.* Ein bisschen *crazy* war das schon.

Der gleichen Meinung war mein Mann allerdings auch gewesen, als ich ihm erzählte, dass ich in einer Facebook-Gruppe eine Mama kennengelernt hatte, die gerade mit ihrem 14-monatigen Baby auf Weltreise war, und dass wir uns in Malaysia treffen wollten, um sechs Wochen durchs Land zu reisen.

»Du willst waaaass machen???,« fragte er mich ungläubig. Zweifelsohne war mein Mann schon einiges von mir gewohnt, aber diese Informationen musste er erst mal verarbeiten.

Ich wollte das Ende meiner Elternzeit nutzen. In knapp zwei Monaten würde ich wieder an meinem alten Schreibtisch im Büro sitzen. Die letzten Wochen waren gezählt. Wieso also nicht noch ein letztes Mal in die Ferne fliegen, bevor der berufliche Alltag mich wieder fest in seinen Klauen hatte. Dieser Gedanke kreiste ununterbrochen in meinem Kopf, seit meine Familie und ich von unserer ersten gemeinsamen Reise zu dritt wiedergekommen waren.

Mein Mann, mein Baby und ich hatten unsere gemeinsame Elternzeit auf Bali verbracht. Das erste Mal mit Kind unterwegs! Das erste Mal zu dritt! Ich war davor *mega* aufgeregt gewesen. Und das, obwohl ich mich als sehr reiseerfahren bezeichnet hätte und sogar in verschiedenen

Ländern gelebt habe. Aber Reisen mit einem kleinen Geschöpf? Das war für mich eine ganz neue Erfahrung gewesen. Immer wieder hatte ich mich gefragt, ob vielleicht die anderen Recht hatten, die uns naserümpfend für völlig bekloppt erklärten, weil wir mit unserem Kind in so ein exotisches Land fahren wollten. *Waren wir dem wirklich gewachsen? Was würde unser Kind essen? Was würden wir machen, wenn es krank würde? War unser Vorhaben absolut unverantwortlich? Waren wir Rabeneltern? Fragen über Fragen.*

Als wir damals zu dritt in den Flieger stiegen, fühlte ich mich auf einmal machtlos. Ich wusste, dass ich ab jetzt nicht mehr alles kontrollieren konnte. Eine Rucksackreise nach Bali war anders als das traute Heim, wo alles geregelt nach einem gut strukturierten Zeitplan verlief. Auf Reisen musste man flexibel sein, eventuell nach neuen Wegen suchen und natürlich viel Gelassenheit und Grundvertrauen mitbringen. Ich kann mich noch sehr gut an das heftige Zittern in meinen Beinen erinnern, als ich mit meinem Baby in der Trage das Flugzeug betrat. *Hatte ich an alles gedacht?*, schoss es mir panisch durch den Kopf, doch es half nichts. Die Entscheidung war getroffen, und ein Zurück kam nicht mehr infrage. Also ermutigte ich mich: *Schön einen Schritt nach dem anderem, bis du deinen Sitzplatz gefunden hast.*

Im Gegensatz zu mir war mein Sohn völlig entspannt. Er quiekte fröhlich vor sich hin und schien sich zu freuen, dass er endlich ein wenig Action erleben durfte.

Drei Flüge und etwa 30 Stunden später waren meine anfängliche Angst und Nervosität verschwunden. Ich hatte sie irgendwo über den Wolken zwischen Istanbul und Jakarta abgelegt. Als wir auf Bali ankamen, war ich zwar geschafft und müde, aber gleichzeitig freute ich mich wahnsinnig. Ich war endlich wieder unterwegs. Meine große Leidenschaft für das Reisen war erneut entfacht. Und auch wenn in unserem

ersten Familienurlaub nicht alles glatt lief, genoss ich jeden einzelnen Moment.

Auf unserem Rückflug verbrachten wir zwei Tage in Istanbul. Den ersten Tag musste mein Mann das Bett im Hotelzimmer hüten, da er aufgrund einer Entzündung am Fuß nicht laufen konnte. Meine Neugierde war zu groß, um bei ihm zu bleiben. Schließlich konnte er ja bei der Rezeption anrufen, wenn er etwas brauchte. Er stimmte mir zu und wünschte uns einen schönen Tag.

Noch etwas übermüdet vom Flug, aber voller Tatendrang, schnallte ich mein Kind im Buggy an und ging ohne Plan mit ihm auf Erkundungstour durch Istanbul. Als ich den Bosphorus über die Galatabrücke überquerte, wurde mir bewusst, dass ich gerade das erste Mal ganz allein mit meinem Sohn in einem fremden Land unterwegs war. Mitten im Gewusel Istanbuls. Ich hielt kurz inne und schaute rüber zum Galataturm. Wie fühlte ich mich? Unwohl? Fremd? Unsicher? Nichts davon! Voller Entdeckungslust setzte ich meinen Weg durch die Gassen fort, folgte den Straßenbahnschienen, ging zur majestätischen Hagia Sophia und setzte mich auf eine Bank vor der weltberühmten Moschee. Ich kaufte meinem Kind einen Sesamring, mir einen Tee und ließ das geschäftige Treiben auf mich wirken. Ein Straßenverkäufer hielt bei uns an und schenkte meinem Sohn eine Holzrassel. Einfach so, ohne dafür eine Gegenleistung zu erwarten. Ich war gerührt. Vom Verkäufer und der ganzen Atmosphäre um mich herum.

Wie gut, dass ich in jenem Moment keine Ahnung davon hatte, dass 48 Stunden später genau an diesem Platz eine Bombe explodieren würde, die unter anderem sechs deutsche Touristen mit in den Tod riss.
